

Blanca Imboden

Gipfeltreffen

Wiedersehen
auf dem Urmiberg

Die Fortsetzung des
Schweizer Bestsellers



WÖRTERSEH

Gipfeltreffen

Blanca Imboden

Gipfeltreffen

Wiedersehen auf dem Urmiberg

WÖRTERSEH

»Gipfeltreffen« ist die Fortsetzung von Blanca Imbodens 2013 erschienenem ersten Bestseller »Wandern ist doof – Ein Kreuzworträtsel mit Folgen«. Die beiden Bücher können unabhängig voneinander gelesen werden.

Wörterseh wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016 bis 2020 unterstützt und dankt herzlich dafür.

Alle Rechte vorbehalten, einschließlich derjenigen des ausgsweisen Abdrucks und der elektronischen Wiedergabe.

© 2017 Wörterseh, Gockhausen

Lektorat: Andrea Leuthold, Zürich

Korrektorat: Claudia Bislin, Zürich

Umschlaggestaltung: Thomas Jarzina, Holzkirchen

Foto Umschlag vorn: www.istockphoto.com

Fotos Umschlag hinten: Blick vom Urmiberg, © Blanca Imboden

Layout, Satz und herstellerische Betreuung:

Rolf Schöner, Buchherstellung, Aarau

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Print ISBN 978-3-03763-077-8

E-Book ISBN 978-3-03763-625-1

www.woerterseh.ch



Diese Geschichte und alle Personen darin
sind frei erfunden. Ähnlichkeiten sind Zufall.
Einzig den Urmiberg, den gibt es.

»Leben ist das, was passiert,
während du dabei bist,
Pläne zu schmieden.«

John Lennon

1

schwarz, englisch, 5 Buchstaben: BLACK

Ich habe ein festes Morgenritual. Meine erste Handlung, nachdem ich aus dem Bett gehüpft oder gekrochen bin – je nach Tagesform –, ist immer die gleiche: Ich öffne das Fenster, schaue hinaus und atme.

Schauen, atmen, schauen, atmen.

Nein, das ist keine besondere Art von Yoga oder Meditation. Jedenfalls nicht, dass ich wüsste. Auch keine in teuren Kursen erlernte Atemtherapie. Mit Augenentspannungstraining hat es ebenfalls nichts zu tun.

Schauen, atmen, schauen, atmen.

Das ist meine eigens entwickelte, höchstpersönliche Methode, gut in den Tag zu starten. Ich sollte sie patentieren lassen und Bücher darüber schreiben, Kurse anbieten: »Connys Guten-Morgen-Coaching«. Allerdings funktioniert das natürlich nur hier oben.

Schauen, atmen, schauen, atmen.

Vom Urmiberg aus gibt es nämlich wirklich viel zu sehen, was das Gemüt erfreut: Ich blicke hinunter auf Brunnen, schaue über den Urnersee Richtung Bristen, grüße direkt gegenüber Seelisberg und den Niederbauen, winke dem Fronalpstock zu. Die Aussicht ist bezaubernd! Da geht mir glatt das Herz auf, jedes Mal und immer wieder. Wenn ich Glück habe, kreist ein Greifvogel am Himmel. Manchmal kann ich Wild beobach-

ten, Rehe oder Hirsche, die sich später wieder im Wald verstecken. Auf jeden Fall singen die Vögel ein mehrstimmiges Guten-Morgen-Halleluja, und ich recke und strecke mich genüsslich zu diesem Sound. Andere legen zur Förderung ihres Wohlbefindens CDs von Walgesängen auf. So etwas brauche ich nicht. Nicht hier oben. Diese frühen Momente am Fenster geben mir die Kraft für den Tag, sie machen mich glücklich und dankbar. Meine Mundwinkel ziehen sich automatisch nach oben.

Fast immer.

Heute nicht.

Keineswegs.

Natürlich kann ich auch heute atmen, und meine Lungen jubilieren über die würzige, frische Alpenluft. Ich kann auch schauen, das schon, aber ich sehe halt nichts. Rein gar nichts. Vor mein Schlafzimmerfenster hat sich eine Wolkenwand geschoben, dicht und undurchdringlich. Das Wetter zeigt sich tendenziell widerwärtig: Regen, Wolken, Wind. Es wettert. Mich fröstelt, und ich schließe das Fenster wieder, starte dafür meinen Laptop und öffne die Seilbahn-Software. Ja, ich hatte es befürchtet: Da ist zu viel Wind auf den Masten, um irgendwelche Touristen nach oben zu holen. Vor allem auf Mast fünf sieht es gefährlich aus. Ich schreibe eine kurze Mitteilung für den Bildschirm der Talstation und für die Website.

Vorübergehend kein Seilbahnbetrieb.

Zu viel Wind.

Wir bitten um Verständnis.

Jetzt schlüpfte ich genüsslich noch einmal ins Bett. Das wird ein ruhiger Tag, ein ganz ruhiger, und das ist gut so. Nach einer

umsatzstarken Woche, in der mich die Anzahl der Gäste beinahe an meine Grenzen gebracht hat, tut mir heute jeder Knochen weh, von den Füßen gar nicht zu reden. Es kamen nicht nur Wanderer, Gleitschirmflieger und Ausflügler, ich bewirtete auch zwei Geburtstagsgesellschaften; eine davon blieb bis nach Mitternacht. Ein bisschen Ruhe wird mir guttun.

Obwohl: Hat man hier oben jemals Ruhe? Es ist so viel Arbeit liegen geblieben in den letzten Tagen. Ich müsste mal wieder gründlich putzen, außerdem aufräumen; vorkochen und vorbereiten sowieso. Ans Büro mag ich gar nicht erst denken – dort türmen sich Papiere auf meinem Schreibtisch und warten hartnäckig auf ihre Bearbeitung. Auch die Steuererklärung ist überfällig. Aber dafür brauche ich Hilfe. Und den Großeinkauf in der Prodega darf ich auch nicht mehr lange aufschieben. Ich ziehe die Bettdecke noch einmal kurz über den Kopf. Nur ein Momentchen, ein winziges, mehr liegt wirklich nicht drin – und schon bin ich wieder eingeschlafen.

Ich bin Conny aus Frankfurt, 39 Jahre alt. Vor vier Jahren kam ich erstmals in die Schweiz, weil ich mit einem Kreuzworträtsel eine Wandern-Fasten-Singlereise nach Morschach gewonnen hatte. Das Lösungswort hieß »Radieschen«, was ungewollt zu meinem Spitznamen wurde. Ich grinse heute noch übers ganze Gesicht bei den Erinnerungen an diese Reise. Rückblickend kann man ja immer über vieles lachen, auch über das, was im Moment des Erlebens nicht unbedingt erheiternd war. Der Ernst von heute ist der Witz von morgen. Schön wärs, wenn einem dieses Wissen in ernsten Zeiten irgendwie helfen könnte – tut es aber nicht.

Erst wollte ich sie ja damals gar nicht antreten, die gewonnene Reise in dieses völlig unbekannte Morschach, das Kuhdorf in

der Innerschweiz, wie meine Freundin Andrea das idyllische Feriendörfchen oberhalb Brunnen respektlos nannte. Mich hätten allerdings auch weder Arosa noch Zermatt oder St. Moritz gereizt. Ich hatte nämlich gar kein Interesse an Wandern und Fasten, und von Männern hatte ich, nachdem mich Frank gerade völlig überraschend sitzen gelassen hatte, um mit einer Lehrerkollegin nach Afrika auszuwandern, erst mal genug. Die Vorstellung, mit knurrendem Magen in Gesellschaft von sehr wahrscheinlich beziehungsgestörten Männern irgendwelche hohe Berge zu erklimmen, schien mir gar nicht verlockend. Aber bekanntlich schaut man einem geschenkten Gaul nicht ins Maul, und so wagte ich das Abenteuer.

Wer hätte gedacht, dass nicht die Reise mein eigentlicher Gewinn sein würde? Das »Radieschen« brachte mir noch viel mehr Glück. Es wurde zum Passwort für mein Lebensglück: Ich habe Toni kennen und lieben gelernt. Mein Hauptgewinn war Toni, der Bergler, der Reiseleiter, der Bergführer, der Ur-schweizer!

Und darum bin ich jetzt hier.

Inmitten der Innerschweiz.

Auf einem Berg.

Das war irgendwie »alternativlos«, um das mal mit Frau Mer-kels Worten auszudrücken. Tja, Toni ließ sich nun wirklich nicht verpflanzen. Er wäre mir in einer deutschen Großstadt wie »Crocodile Dundee« vorgekommen, völlig deplatziert und verloren. Ich hingegen hatte schon mehrmals den Arbeitsort gewechselt und konnte mit meinen Qualifikationen in der Schweiz problemlos eine Stelle in der Gastronomie finden. Beruflich war das kein Abstieg. Vielleicht anfangs, als ich in Brunnen als Bardame arbeitete, wo ich doch in Frankfurt immerhin als Direktionsassistentin in einem großen Viersterne-

hotel aufgehört hatte. Jetzt aber bin ich aufgestiegen – genau um 702 Meter – und bin Wirtin auf dem Urmiberg. Dort haben Toni und ich ein Bergrestaurant gepachtet, mit einem alten Wohnhaus und einer Bergbahn.

Wahnsinn!

Das Leben ist spannend und voller Überraschungen.

Ein altes Sprichwort sagt, dass immer, wenn jemand irgendwo Pläne mache, im Hintergrund das Schicksal lachend vom Stuhl falle. Bei mir ist das Schicksal schon häufiger vom Stuhl gefallen. Es hat schon einige blaue Flecken. Ich traue mich ja kaum mehr zu planen. Jedenfalls nicht langfristig.

Eines kann ich versichern: Ich habe mir bestimmt niemals vorgestellt, ich würde irgendwann jeden Morgen auf einem Berg oben erwachen und dort ein Bergrestaurant führen. Und eben: Wir haben ja sogar noch die Seilbahn im Pachtvertrag.

Verrückt!

Nicht in meinen wildesten Fantasien hätte ich mir ausgemalt, dass das Leben mich als deutsche Stadtfrau hierherführen würde. Niemalsnie.

Ich dachte einmal, ich würde mit Frank alt werden, und nachdem er Frankfurt mit seiner neuen Flamme Richtung Afrika verlassen hatte, beschloss ich, nicht mehr zu viele Gedanken an meine Zukunft zu verschwenden, sondern im Hier und Jetzt zu leben.

Vielleicht war ich deshalb so offen für alles? Reif für den Bergler und den Berg?

Ganz gewiss hatte ich mir den Alltag hier auf dem Berg auch ein ganz klein wenig anders vorgestellt – und das ist wirklich milde ausgedrückt.

Ich dachte, ich würde mit Toni zusammenleben und -arbeiten,

stellte mir vor, wir würden miteinander auf dem Urmiberg glücklich sein, wir würden hier oben als unverwüstliches Duo Wind und Wetter trotzen, gute und schlechte Zeiten gemeinsam bewältigen, abends noch einmal in den Sternenhimmel schauen und später müde zusammen einschlafen. Ich sah uns als Hänsel und Gretel im hexenfreien Knusperhäuschen. Ein schöner Traum!?!

Ich hatte die Rechnung ohne meinen Toni gemacht. Er ist und bleibt ein Reisender, ein unruhiger Geist, ein »Heute-hier-und-morgen-dort«. Letzte Woche war er mit einer Wandergruppe auf Teneriffa, diese Woche begleitet er eine Flussfahrt auf dem Rhein. Bald fliegt er wieder nach Mallorca. So sieht es aus.

Doch ehrlich gesagt habe ich das zu verantworten: Ich habe ihn höchstpersönlich vom Berg weggescheucht und wieder in die Welt hinausgeschickt, auch wenn mir dabei fast das Herz gebrochen ist. Aus Toni einen Gastronomen machen zu wollen, war eine blöde Idee. Natürlich kann er gut mit Menschen umgehen, ist kontaktfreudig und umgänglich. Selbstverständlich hatte er alles schnell gelernt, konnte die Seilbahn bedienen, im Service arbeiten, war überall eine große Hilfe, sogar in der Küche. Ich merkte jedoch, wie er sich veränderte, wie er zunehmend unruhig und unzufrieden wurde, manchmal richtig mürrisch und gehässig. Das tat mir weh. Manchmal beobachtete ich ihn heimlich, wie er abends auf der großen Terrasse auf und ab tigerte, hin und her, her und hin, wie ein eingesperrtes, verhaltensgestörtes Wildtier, das im zu kleinen Käfig nicht artgerecht gehalten wird.

Nein, Toni ist noch nicht so weit, sich irgendwo niederzulassen. Irgendwann wird dieser Tag kommen, und keiner sehnt ihn mehr herbei als ich. Aber im Moment ist er noch immer

ein Wandervogel. Sein Rucksack ist nie ganz ausgepackt, so ist er allzeit bereit für den nächsten Trip. »Ferne Berge sind erhabener als nahe«, sagte schon Jean Paul. Und auch wenn der deutsche Schriftsteller seit bald 200 Jahren tot ist, muss mein Toni sein Seelenverwandter sein. Jedenfalls arbeitet er nun halt wieder als Wanderreiseleiter und Bergführer, führt fremde Menschen auf fernen Bergen herum.

Inzwischen komme ich hier oben auch ohne Toni zurecht. Gegen die größtenteils Einsamkeit hat er mir einen West Highland White Terrier aus einem Tierheim geschenkt, der von seiner Besitzerin unter Tränen dort abgegeben worden war, weil sie unter einer schweren Hundehaarallergie litt. Das liebenswerte weiße Wuschelwesen trägt den unmöglichen Namen Blacky. Echt jetzt: So etwas ist doch schon beinahe Tiermisshandlung. Ein weißer Hund, der Blacky heißt! Ich wäre als Hund persönlich beleidigt und würde prinzipiell nicht auf diesen Namen hören. Aber nein, das weiße Energiebündel hat den abartigen Namen akzeptiert und stellt sofort seine Lauscher, wenn es »Blacky« hört. Inzwischen wissen das auch alle Stammgäste. Und ich kenne längst jede Variante von doofen Sprüchen bezüglich der Namensdiskrepanz.

»Hm, ein kleiner Englischkurs würde dem Besitzer nicht schaden.«

»Könnte man den Hund vielleicht umfärben?«

»Der müsste doch Whity heißen – wenn schon.«

»Was Farbenblindheit doch für schlimme Auswirkungen haben kann – sogar auf unschuldige Hunde!«

Ich höre solche Bemerkungen gar nicht mehr. Das ist, wie wenn einer direkt an der Bahnlinie wohnt: Irgendwann hört er die Züge nicht mehr vorbeidonnern.

Ich liebe Blacky. Ich habe mein Herz an diesen Vierbeiner verloren. Dabei hatte ich vorher nie ein Haustier.

Ach nein, das stimmt nicht.

Die Erinnerung daran ist nur ein wenig verblasst.

Als Kind hatte ich mal einen Wellensittich, geerbt von meinem Onkel Otto, der früh und unerwartet verstorben war. Ich liebte das Vögelchen mit dem betörenden Kobaltblau im Gefieder und nannte es Cinderella, obwohl es ein Männchen war, wie mein Vater immer wieder penetrant betonte. Das einsame Wesen mit den Knopfaugen rührte mein Kinderherz, weil es tagein, tagaus ohne irgendeine Abwechslung in dem kleinen Käfig auf dem Stängelchen hocken musste. Nur wenn mein Vater nicht da war, durfte es einen kleinen Rundflug im Wohnzimmer machen. Eines Tages, es war Frühling und die Spatzen zwitscherten in den Bäumen, die Sonne schien, da stellte ich den Käfig ans offene Fenster und öffnete das Törchen. Ich ließ Cinderella frei, einfach so, hinaus in die Stadt. Zuerst wollte der Vogel gar nicht losfliegen, hockte noch eine Weile auf dem Fenstersims, als würde er seinem Glück nicht trauen oder als würde die plötzliche, unerwartete Größe der Welt ihn erschrecken, beängstigen, einschüchtern. Aber schließlich flatterte er mutig von dannen. Ich weinte ihm ein paar Tränen hinterher, tröstete meinen Schmerz allerdings damit, mir sein Glücksgefühl und seine Dankbarkeit vorzustellen, die unbeschreiblich groß sein mussten, wie ich glaubte.

Ich bin heute noch stolz auf mich, auf diese selbstlose, großmütige Handlung, auch wenn es natürlich eine riesige Dummheit war und der Wellensittich kaum lange überlebte, vielleicht am gleichen Tag schon von einer Katze gefressen wurde oder einen anderen tragischen Tod erleiden musste. Bereits als Zehnjährige war Freiheit für mich mehr als ein Wort.

Und heute? Ja, Freiheit für alle Vögel – auch für Wandervögel ... und auch wenn es schmerzt.

Allerdings habe ich die saftige Ohrfeige nicht vergessen, mit der mein Vater meine Heldentat quittierte. In unserem Haushalt waren Haustiere anschließend ein Tabuthema. »Du bist ja nicht einmal in der Lage, Verantwortung für einen mickrigen Vogel zu übernehmen«, schimpfte mein Vater. Ich schaute ihn mit meinen großen Kinderaugen an, war tief verletzt und verstand die Welt nicht mehr. Das Bild vom großartigen, liebevollen Papa, der über allem stand, als unantastbare Instanz, bekam an diesem Tag erste Risse.

Ich wache auf, weil Blacky wie verrückt unten an der Haustür bellt. Er ist ein perfekter Wächter. Natürlich könnte er keinen Bösewicht vertreiben, aber immerhin warnt er mich vor jedem Eindringling, was hier oben in der Einsamkeit viel wert ist. Und praktisch. So muss ich nicht immer die Augen überall haben, werde sofort zuverlässig darüber informiert, wenn ein neuer Gast eintrifft.

Und jetzt kommt tatsächlich ein Gast?

Es regnet, es windet, es stürmt!

Aber es wundert mich nicht wirklich. Irgendeiner ist doch immer unterwegs, selbst wenn es Katzen hagelt. Touristen ignorieren manchmal Wind und Wetter erfolgreich. Wenn sie dann im Restaurant stehen, tropfen sie mir eine Pfütze auf den Boden, verbreiten mit ihren Wanderschuhen modrigen Dreck, und es folgt zuverlässig der Satz: »Es gibt kein schlechtes Wetter, nur schlechte Kleidung.« Darauf könnte ich Wetten abschließen – was ich auch schon getan habe, als Toni noch hier war. Die Gäste musterten uns jeweils irritiert, wenn wir ihren Satz mit frohem Gelächter quittierten.

Ich ziehe mich blitzschnell an und gehe hinunter. Gut, dass unser Wohnhaus direkt neben dem Restaurant steht und wir hier oben eine lockere Kleiderordnung haben. Es wird also nicht lange dauern, bis ich dem durchnässten Wanderer einen heißen Kaffee servieren kann oder was immer halt sein Herz begehrt.

Ich öffne die Haustür und erschrecke zuerst, denn der Ankömmling steht direkt davor, eine durchnässte Gestalt, mehr Regenschutz als Mensch. Doch dann erkenne ich ihn.

»Toni!«

»Conny!«

Schnell ziehe ich meinen Schatz ins Trockene und schließe die Tür hinter ihm. Wir liegen uns in den Armen, und Blacky rennt wie verrückt um uns herum, laut bellend und schwanzwedelnd.

»Was für ein Empfang!«, freut sich Toni.

Ich freue mich auch. Mein Herz ist warm, es hüpf, es schmetterlingt. Toni ist hier!

Weil ich dachte, er würde erst morgen kommen, hatte ich den Hausschlüssel von innen stecken lassen. Doch es scheint, als hätte Toni keine Kosten und Mühen gescheut, um möglichst schnell bei mir zu sein. Am Ende musste er sogar hier hochmarschieren, auf rutschigen Pfaden, über eine Stunde steil bergwärts, mitten durch diese Regen- und Wolkenwand.

Ich verbiete mir die Frage, wie lange er bleiben wird. Eigentlich hätte er jetzt eine Woche frei, aber wer weiß: Vielleicht bleibt er nur einen Tag, vielleicht drei. Wenn es dumm läuft, muss er heute Abend schon wieder weiter.

Ich habe mich damit arrangiert.

Rede ich mir zumindest ein.

Versuche ich, mir einzureden.

»Brr, du bist aber nass geworden«, sage ich schließlich voller Mitgefühl.

Toni schält sich aus dem Regenschutz.

»Radieschen, Liebes, gib mir zehn Minuten. Bitte.«

Er kann gar nicht schnell genug aus seinen nassen Kleidern schlüpfen. Ich schaue mir seinen Express-Striptease wohlwollend an. Toni ist bis auf die Knochen durchnässt und schüttelt sich gerade wie ein Hund. Sein Körper ist schön, knackig, durchtrainiert. Er ist ein Bild von einem Mann, und nach vier Jahren gelingt es ihm noch immer, mein Blut zum Kochen zu bringen.

Er hält inne und fragt treuherzig: »Kommst du mit?«

Ich weiß, dass er jetzt eine heiße Dusche nehmen will, und ich folge ihm gern. Blacky wird ausgesperrt, was ihm gar nicht passt. Er kratzt an der Badezimmertür und bellt, aber wir hören das gar nicht, denn wir genießen die Freuden einer heißen Dusche und feiern das Wiedersehen auf unsere Weise.

Später sitzen wir in unserer winzigen Gaststube, in der nur gerade zwei lange Tische stehen und wo maximal zwanzig Leute Platz haben. Ja, hier oben weiß man, dass meist nur bei schönem Wetter Gäste kommen. Auf den beiden spektakulären Terrassen haben immerhin achtzig Leute Platz. Außerdem gibt es noch ein kleines »Stübli« mit einem Schwedenofen und 25 Sitzplätzen. Das ganze Gebäude ist in den Fünfzigerjahren abenteuerlich an den Hang gebaut worden, alles sehr einfach. Manchmal schicke ich ein Stoßgebet zum Himmel, dass wir nicht eines Tages mit unserem Hab und Gut den Hang hinuntergewindet oder weggeschwemmt werden. Ohne die betörende Aussicht würde wahrscheinlich niemand hier einkehren. Doch ohne diese Aussicht wären ja auch wir nicht hier.

Zu Tonis Begrüßung verziehen sich gerade die Wolken. Es regnet zwar weiter, aber der Blick ins Tal wird frei. Die Muota spült große Mengen dreckigen Wassers in den Vierwaldstättersee. Die Schiffe fahren ihren gewohnten Zickzackkurs, die Autos kurven über die Axenstrasse. Man fühlt sich sofort besser und weniger abgeschottet, wenn man ins Unterland sehen kann.

Toni hat einen ordentlichen Hunger mitgebracht. Wir essen ein spätes Frühstück. Ich schlage ihm zwei Eier in die Pfanne, frisch gelegt von Rosalie und Mathilda, unseren beiden Hühnern, die erst seit einem Monat hier bei uns wohnen. Blacky hat sich direkt auf Tonis Füße gelegt, als möchte er verhindern, dass dieser uns allzu schnell wieder verlässt. Eine interessante Taktik.

»Ich habe den Nachtzug genommen, direkt von Rotterdam in die Schweiz. Ich wollte keine Zeit verlieren. Du hast mir gefehlt.«

»Schön.«

»Ich muss aber heute trotzdem noch ein paar Stunden schlafen.«

»Sicher.«

Wir schauen uns an. Es könnte alles so schön sein. Mir entfährt ein kleiner Seufzer.

»Wie wars hier?«, fragt Toni und nimmt meine Hände in seine, versenkt seine Augen in meine.

»Oh, wir hatten eine ganz wilde Woche, einen super Umsatz zwar, aber es war anstrengend«, erzähle ich. »Großartiges Wetter, dazu zwei Gesellschaften. Eine Gruppe war wirklich lustig. Eine fröhliche Veranstaltung. Werner Wigets sechzigster Geburtstag. Nach Mitternacht sind dann alle nach und nach mit der Bahn nach unten gegondelt. Es wäre alles perfekt gewesen,

hätte mir nicht am Schluss noch ein Gast in die Kabine gekotzt.«

Toni hat zwar Mitleid, lacht aber trotzdem.

»Armes Radieschen. Und hattest du immer genug Hilfe?«

»Ja. Liselotte war fast immer hier. Und Lucia und Vreni halfen aus. Giuseppe hat die Seilbahn bedient. Das Abendessen für die eine Gesellschaft wurde von einem Caterer angeliefert. So ging das alles ganz gut.«

»Da bin ich froh.«

Ja, mein Toni hat manchmal ein schlechtes Gewissen. Das kann und will ich ihm nicht nehmen. Schließlich hat er mich hierhergeholt, 420 Kilometer weit weg von Frankfurt, meiner Heimatstadt, und jetzt muss ich hier alles allein stemmen. Aber es geht – es ist machbar –, weil ich normalerweise noch Doris habe, die aus unserer Miniküche das Maximum herausholt und auch sonst unermüdlich überall hilft.

»Wann kommt Doris wieder?«, fragt Toni auch prompt.

»Morgen.«

»Das ist gut. Dann haben wir vielleicht ein wenig Zeit für uns.«

Zeit für uns.

Das klingt wie Musik.

Man möchte gleich einen Song draus machen.

Zeit für uns, für dich und mich ... schubiduuu ...

Ja, Doris. Sie wohnt bei uns. Doris Decker, die kleine, dicke, blonde Frau aus München, die mir damals bei meiner Ankunft am Flughafen Zürich gleich als Erste aufgefallen war, weil sie so herzlich lachen konnte. Sie gehörte zu unserer Wander-Fasten-Single-Gruppe. Wir kamen uns schnell näher. Ich konnte den Impuls unterdrücken, nach den ersten Begegnungen mit

den Teilnehmern der Gruppe gleich wieder kehrtzumachen und mit den nächsten Flieger heimzudüsen, weil sie mit dabei war.

Doris war tatsächlich auf Mönnersuche, da konnte die Reise ja nur eine Enttäuschung werden. Alexander aus Stuttgart war einer, der ihr ganz gut gefiel. Aber der schöne Besitzer einer Edelklamotten-Kette (EE – Eschenbach Exclusive) bedrängte sie nur und beschimpfte und verspottete sie, nachdem sie ihm eine Abfuhr erteilt hatte. Er wollte gar nicht mehr damit aufhören. Ja, und dann passierte das Unfassbare: Auf einem kleinen, abschüssigen Wanderweg im Urnerland, auf dem Wildheuerpfad, gab Doris dem geschneigelten Alexander einen kleinen Schubs, und weg war er. Er hatte sich gerade wieder einmal gestritten, diesmal mit Tabea, davor Doris noch einmal aufs Übelste beleidigt und verletzt. Als er dann direkt vor Doris ins Wanken geriet, half sie bloß ein ganz klein wenig nach und stürzte den Mann in die Schlucht.

Ja, ja, ich weiß: Ich sollte das nicht beschönigen oder verniedlichen. Es war versuchte vorsätzliche Tötung, und so was geht natürlich gar nicht. Überhaupt nicht. Auch nach meinem persönlichen Rechtsempfinden nicht. Und trotzdem: Die ganze Reisegruppe stellte sich hinter Doris. Nicht einer von uns wollte sie für ihre Tat wirklich verurteilen, und immerhin hatte Alexander ja überlebt. Dazu kommt: Wenn sich Doris nicht selber gestellt hätte, wäre nie herausgekommen, was passiert war. Einige haben sich bei ihr im Knast gemeldet, schrieben Briefe, schickten Bücher und Geschenke. Ich glaube kaum, dass Alexander, der einen Schädelbruch erlitten hatte, also schwer verletzt im Krankenhaus lag, auch Zuwendung von einem Mitglied der Reisegruppe bekommen hatte. Das sagt doch alles. Es ist nicht immer alles schwarz oder weiß.

Täter und Opfer sind nicht immer so klar zu definieren, wie es das Gesetz tut – natürlich tun muss.

Doris hat in der Frauenstrafanstalt Hindelbank eine Anlehre zur Köchin gemacht, sogar mit einer Zusatzausbildung in der Delikatessenschmiede. Es war ja abzusehen, dass sie als Vorbestrafte nicht mehr in ihrem alten Beruf als Lehrerin würde arbeiten können.

Und so bot es sich einfach an, Doris zu mir auf den Berg zu holen, sobald ich merkte, dass Toni mich nicht mehr unterstützen würde. Er war zuerst gar nicht begeistert.

»Wer weiß, was der Knast aus ihr gemacht hat? Viele Leute werden im Gefängnis nicht geläutert, sondern erst richtig kriminell. Wer weiß, was die dann für Leute hier anschleppt?«, zweifelte Toni.

Aber ich war kompromisslos. Er bekam seine Freiheit und ich Doris. Fertig.

Diese Entscheidung habe ich noch keine einzige Sekunde bereut. Das Leben auf dem Berg wäre mir sonst viel zu einsam geworden, und ohne eine Festangestellte könnte ich die Arbeit niemals schaffen. Diese auch noch als Freundin zu haben, ist der Idealfall, ein richtiges Geschenk.

»Ist Leonie wieder aufgetaucht?«, fragt mein Schatz, und es tut mir leid, dass ich ihm keine gute Nachricht liefern kann.

Seine Katze wohnt natürlich auch bei uns. Sie schien sich durchaus wohlfühlen auf dem Berg, wohler als mitten in Luzern, wo Toni früher wohnte und wo sie ihn jeweils auf dem Balkon seiner Wohnung besuchte. Weil sie niemandem zu gehören schien, hat er sie schließlich mit zu uns auf den Berg genommen. Doch hier dauerten ihre Streifzüge schon bald immer länger, und sie kam immer öfter nicht heim. Jetzt ver-

müssen wir sie seit sechs Wochen. Das klingt nicht gut. Trotzdem hoffen wir, dass sie irgendwann den Weg zu uns wiederfindet.

Kaum habe ich Toni über Leonies Fernbleiben informiert, kommt ein Gast: ein nasser Wanderer mit nassem Schäferhund. Beide schütteln sich in der Gaststube, verbreiten Dreck und Nässe, und dann kommt er, der Spruch: »Es gibt kein schlechtes Wetter, nur schlechte Kleidung.«

Toni und ich schauen uns an und prusten los. Wir steigern uns in einen richtigen Lachanfall hinein, ziemlich unhöflich. Toni rinnt vor lauter Lachen etwas Kaffee seitlich aus dem Mund. Als wir uns erholt haben, erklären wir dem Wanderer unser Gelächter. Er versteht uns zwar nicht, scheint aber ein sonniges Gemüt zu haben. Jedenfalls lacht er ein wenig mit und verzeiht uns.

Toni geht eine Runde schlafen.

Während ich mit unserem Gast einen Tee trinke, toben die beiden Hunde durchs Restaurant. Hunde sind bei mir immer willkommen, sofern sie sich mit Blacky verstehen – was fast immer gelingt – und wenn sie meine Hühner in Ruhe lassen. Der Wanderer heißt Beny und kommt aus Brunnen, er ist bereits 77-jährig und extrem rüstig. Er wandert oft mit seinem Hund Hannibal den Weg hier nach oben, aber meist bei schönem Wetter. Deshalb hatte ich noch nie Zeit, mich näher mit ihm zu unterhalten. Das genießt er jetzt.

»Vielleicht komme ich nun öfter mal bei schlechtem Wetter, ich muss ja eh mit Hannibal raus«, erklärt er gut gelaunt, und noch bevor der Mann richtig trocken konnte – das hätte wohl ohnehin den ganzen Tag gedauert –, macht er sich auf den Rückweg ins Dorf.

2

Kinderbuchfigur aus dem Eis, 5 Buchstaben: URMEL

Ein freier Tag.

Total frei.

Doris hat das Zepter übernommen. Liselotte, Tonis Tante, will später vorbeikommen und helfen, weil das Wetter so schön ist. Giuseppe wird die Seilbahn bedienen.

»Verschwindet!«, sagt Doris und macht Handbewegungen, als möchte sie ein paar lästige Hühner verscheuchen.

Ja, ich weiß, Toni würde manchmal lieber einfach ein wenig faul zu Hause bleiben, die Füße hochlegen und auf dem Balkon sitzen, wenn er schon mal frei hat. Aber er kennt mich und weiß, dass auch ich ab und zu wegmuss, weg von dem kleinen Plätzchen am Abhang, weg von den Gästen. Ich habe selten genug frei. Manchmal ist es schon eine willkommene Auszeit, wenn ich mal ins Tal runter zum Zahnarzt muss. So weit bin ich schon. Daher ist er schnell für eine kleine Wanderung zu begeistern und packt ohne zu murren seinen Rucksack.

Wir ziehen früh los. Blacky folgt uns munter, überholt uns, rennt uns entgegen, nur um sofort wieder kehrzumachen. Er legt wohl mindestens doppelt so viel Wegstrecke wie wir zurück. Richtung Gottertli geht es 45 Minuten lang bergwärts zu unserem Aussichtspunkt, den wir – wenn wir früh genug sind oder dann eben richtig spät – ganz für uns haben. So ist

es heute auch. Wir sitzen auf der Bank und schauen gemeinsam ins Tal. Mich hat der kurze Marsch auf die Anhöhe schon zum Schwitzen gebracht, und Toni belächelt meine Kurzatmigkeit. Das ist gemein. Ich arbeite halt viel. Dabei bin ich im Vergleich zu früher schon verdammt schnell geworden. Unermüdlich renne ich schließlich jeden Tag vom Restaurant rüber zur Seilbahn, hin und her, dann Treppen auf und ab, von einer Terrasse zur anderen, von der unteren zur oberen Küche, ohne mein Lächeln zu verlieren. Aber beim Wandern auf steilen Pfaden merkt man halt doch immer noch schnell, dass ich eine Flachländerin bin.

Wir sitzen da und schauen. Ich lege meinen Kopf an Tonis Schulter.

Glücksmomente.

Stille.

Zweisamkeit.

Man möchte glatt die Zeit anhalten.

Für immer.

Leider zerstört Toni die Idylle, weil er wieder Lehrmeister spielen muss. Er hat den Ehrgeiz, mir die Namen jedes einzelnen Berggipfels beizubringen, sei er auch noch so klein und unbedeutend. Selbst mickrige Steinhügel müssen einen Namen haben.

»Bekomme ich den Schweizer Pass, wenn ich die alle benamens kann?«, fragte ich ihn anfangs jeweils unwillig. Inzwischen betrachte ich das Ganze als unser kleines Berggipfel-Quiz und finde es amüsant. Ich habe nämlich meine Hausaufgaben gemacht, könnte mich glatt als Reiseleiterin ausgeben, bete cool die Namen herunter und zeige treffsicher mit dem Finger in die richtige Richtung.

Rigi Hochflue, Rigi Scheidegg, Rigi Kulm ...

Zugerberg, Gnipen, Wildspitz ...
Hochstuckli, Haggenegg, Mythen ...
Bristen, Gitschen ...

Das Gottertli ist ein bezaubernder Aussichtsplatz. Viele Berggipfel. Viele Namen. Toni ist zufrieden mit meinen Fortschritten. Ich habe schließlich lange genug mit meiner Berggipfel-App geübt. Sogar Doris kennt jetzt alle Namen.

Ich darf also wieder sitzen und schweigend schauen, mich an Tonis Schulter lehnen.

Friede, Freude, Eierkuchen?

Wenn ich doch wenigstens ab und zu auch mal mit meinem Berg-Wissen prahlen könnte. Aber nein, mich fragt hier oben sicher nie jemand nach Bergnamen. Ich bin ja die Ausländerin, die Deutsche. Mir erklärt man die Berge.

Egal. Ich will jetzt nur den Moment genießen. Es gibt zu wenige von diesen Toni-Conny-Momenten. Viel zu wenige. Darum sind sie kostbar und dürfen nicht von eigenen negativen Gedanken angekratzt werden.

Toni bastelt mir aus Wiesenblumen eine Halskette und legt sie mir lachend um. Dazu singt er mir ins Ohr: »Flowers are a girl's best friend.«

Ja, nicht immer braucht es Diamanten, um Frauen glücklich zu machen.

Mitten hinein in die Wohlfühlgefühle klingelt mein Handy. Es bellt, sozusagen. Ein Gast kreierte mir mal meinen eigenen Klingelton – mit dem Hundegebell von Blacky. So bellt es also, mein Telefon, und ich gehe natürlich ran. Es könnte ja ein Hilferuf aus dem Restaurant sein.

Nein, es ist Schorsch.

»Und, wie läuft es so auf dem Urmelberg, Spiegelei?«, fragt Schorsch.

Ich habe ihn schon so oft korrigiert, aber Urmiberg, das kommt ihm nie über die Lippen. Vielleicht hatte er in seiner Kindheit eine Überdosis Augsburger Puppenkiste? Zu viel »Urmel aus dem Eis« gesehen?

»Und wie geht es denn dem Urmel auf dem Berg?«, fragt Schorsch weiter.

Es ist wie mit allen Witzen: Ihre ständige Wiederholung macht sie nicht unbedingt lustiger. Aber Schorsch ist Schorsch. Ich lache dann doch wieder mit. So wie ich auch noch immer den Spitznamen »Spiegelei« ertrage, den er mir gab, als wir uns beim ersten Speed-Dating in Morschach darauf einigten, nur über Essen und Kochen zu reden, um Gespräche über Beziehungen oder gar Sex zu vermeiden, auf die wir beide keine Lust hatten.

Der dicke Koch aus Bayern hatte viel Glück, damals, auf unserer gemeinsamen Wanderreise. Zuerst litt er gewaltig, weil das Fasten ihm so schwerfiel, aber er hatte zu Hause eine Wette laufen und hielt durch. Zur Belohnung lernte er in Morschach die Heidi kennen, die dort als Bardame angestellt war. Inzwischen arbeitet Heidi in seinem Restaurant, ist seine Ehefrau, und die beiden haben eine Tochter, Tina. Schorsch lässt mich an seinem Familienglück teilhaben. Täglich stellt er Fotos auf Facebook und Instagram, schickt mir Bilder über Whatsapp, ruft mich regelmäßig an. Er beriet Toni und mich bei der Eröffnung des Restaurants hier, gab uns aus der Ferne wertvolle Tipps, teilte seine geheimen Rezepte mit uns.

»Warte, Schorsch, ich stelle schnell auf laut. Toni ist bei mir. Wir haben einen freien Tag und sind gerade unterwegs.«

»Hallo Toni, du Wandervogel. Auch wieder einmal im Lande?« Schorsch lacht wieder grölend. Er scheint heute ganz besonders gut drauf zu sein.

»Da will ich mal besser nicht zu lange stören. Ich wollte nur sagen: Ich komme«, erklärt Schorsch schließlich seinen Anruf.

»Du kommst?«, spiele ich unfreiwillig Echo.

Mein Gesicht ist ein großes Fragezeichen, was er natürlich nicht sehen kann.

»Ja«, antwortet er ungewöhnlich knapp.

»Wie meinst du das?«, frage ich also nach.

»So, wie ich es sage!«

»Schoooooorsch!!« Langsam nervt er.

»Na gut. Immer mit der Ruhe. Also. Ich komme auf den Urmelberg, schon bald. Vom Mittwoch, 27. Juli, bis am Dienstag, 2. August.«

Ich bin platt. Es ist ja nicht so, dass wir Zimmer vermieten würden, aber natürlich haben wir Platz für den einen oder anderen privaten Gast. Für Schorsch sowieso.

»Heidi besucht mit der Kleinen eine Freundin in Luzern. Bei diesem Frauentreff will ich gar nicht stören. Viel lieber komme ich auf den Urmelberg.«

»Schön, Schorsch, das freut uns!«, sagt Toni spontan.

»Ja, Schorsch, komm ruhig. Du bist willkommen!«, bestätige ich die Einladung, bevor ich ihn einmal mehr korrigiere:

»Urmiberg! Urmiberg!«

»Ist ja gut. Sage ich doch: Urmelberg. – Wunderbar. Ich melde mich vorher noch einmal. Bitte kein Fasten und kein Wandern! Keine Verkuppelungsspielchen!«

Jetzt lachen wir alle, und ich sage: »Das kann ich dir gern versprechen. Es könnte höchstens sein, dass du mal zum Küchendienst eingeteilt wirst.«

»Deal!«, antwortet Schorsch und verabschiedet sich dann schnell wieder. »Genießt euren gemeinsamen freien Tag. Ich weiß selber, wie selten die sind.«

Na ja, immerhin arbeitet er fest mit seiner Frau zusammen, so nahe, dass sie sich in den Ferien freiwillig ein wenig trennen wollen. Ich beneide ihn dafür.

»Wenn du in deinem Navigationsgerät Urmelberg eingibst, wirst du leider nie hier oben ankommen«, warne ich Schorsch, »und das geschieht dir dann recht!«

Das meine ich natürlich nicht ernst, aber Schorsch hat es sowieso nicht mehr gehört. Die Verbindung ist abgebrochen.

Toni und ich sitzen noch immer auf der Bank an unserem romantischen Lieblingsplätzchen.

»Das wird komisch sein, gell, fast ein bisschen wie damals, wenn Schorsch hier ist. Und Doris. Und deine Tante Lotti«, sinniere ich vor mich hin. Ja, ich nenne Liselotte jetzt auch Lotti, wie es die Schweizer tun.

Toni schaut ganz konzentriert in seine iPhone-Agenda und hört mir gar nicht zu.

»Vielleicht kann ich etwas drehen«, brummelt er vor sich hin. Und dann kommt der Hammer. Toni schlägt vor: »Warum laden wir nicht auch die anderen Wandergruppen-Teilnehmer ein? Wir schlagen im ›Stübli‹ ein Massenlager für die Männer auf. Die Frauen verteilen wir auf die Zimmer. Das könnte durchaus gehen. Alle kommen ja sowieso nicht, vielleicht zwei oder drei. Dann haben wir sogar für alle ein Zimmer. Wer heikel tut, muss in Brunnen ein Hotel suchen.«

Ich mache große Augen. So etwas müssten wir natürlich mit Doris und Lotti absprechen. Es wäre mit viel Mehrarbeit verbunden. Aber es wäre möglich. Und reizvoll. Allerdings, mitten in der Hauptsaison? Schon ein bisschen verrückt.

»Du müsstest dann auf jeden Fall auch hier sein, Toni, sonst brauchen wir gar nicht darüber zu diskutieren.«

»Sicher. Ich kläre das heute noch ab.«

»Gut.«

Wir sitzen eine Weile schweigend da, wohl jeder mit seinen eigenen Vorstellungen von so einem Wiedersehen beschäftigt. Ich setze in Gedanken schon die Rundmail auf:

*»Herzlich willkommen bei Conny und Toni, Doris
und Liselotte – auf dem Urmiberg!*

Ihr seid eingeladen.

Wandergruppen-Revival.

Vom Mittwoch, 27. Juli, bis am Dienstag, 2. August.

Männer im Massenlager. Frauen im Doppelzimmer.

Alles sehr einfach, aber gemütlich und unvergesslich.

Wanderungen möglich, kein Muss.

Fasten nicht empfehlenswert.

Verkuppelungsspielchen verboten.

Details zur Anreise im Link.

*Bitte meldet euch umgehend an oder ab. Wir freuen
uns.*

PS: Schorsch ist mit dabei.«

Ob es Schorsch wohl recht ist, wenn wir seinen Besuch in ein Gruppentreffen verwandeln?

Wird Doris mit der Idee einverstanden sein? Ich denke schon, weil sie doch sehr viel Beistand von dieser Wandergruppe erfahren hat, zumindest mehr als von ihrer eigenen Familie, die sich völlig von ihr distanzierte, als es damals zur Anklage kam. Wir könnten herrliche Wanderungen und Ausflüge machen, und wer einfach nur auf der Terrasse sitzen bleiben will: auch gut. Abends könnte man gemütlich plaudern, und Franz würde auf dem Digitalpiano spielen, das im Restaurant steht,

seit es ein Ländlermusiker einfach hier oben »entsorgte«, weil ein paar Tasten klemmten, die wir inzwischen reparieren ließen. Ich könnte arbeiten, zwischendurch mal freinehmen und mit der Gruppe unterwegs sein. Und dann käme als Höhepunkt wieder der erste August. Das Feuerwerk von hier oben zu bewundern, ist wirklich ideal. Rösti und Bratwurst mit Aussicht.

»Was denkst du?«, will Toni wissen, weil ich so schweigsam bin. »Ich freunde mich gerade mit dem Gedanken an. So ein Treffen könnte möglicherweise ganz lustig werden.«

Wir hatten ja schon oft darüber geredet, dass Toni hier oben auf eigene Rechnungen Wanderwochen anbieten könnte. Die Leute müssten dann jedoch in Brunnen wohnen. Irgendwann ließen wir die Idee wieder fallen. Es reicht, dass wir hier unser eigenes Geschäft haben. Wenn Toni seine Reisen und Touren auch noch alle selber organisieren würde, wäre er doch nur noch mehr engagiert. »Wieso soll ich das Rad neu erfinden?«, meinte Toni, der mit Imbach Reisen einen guten Arbeitgeber hat. »Wenn wir ein Hotel hätten, würde das ganze schon Sinn machen.«

»Ein Hotel! Das fehlt mir gerade noch! Gäste rund um die Uhr! Nein danke«, wehrte ich mich vehement.

Hier am Urmiberg fährt die letzte Seilbahn um 18 Uhr, und meist haben wir dann Feierabend. Die Terrassen liegen eh schon nach 16 Uhr im Schatten. Das hilft den Leuten beim Heimgehen. Und das ist gut so. Ich sitze dann meist noch kurz mit dem Personal zusammen, je nachdem, wer alles gearbeitet hat. Das sind oft gesellige, erholsame Momente, wichtig für den Zusammenhalt im Team. Wir tauschen unsere Erfahrungen und Erlebnisse aus und versuchen, darüber zu lachen,

auch wenn es nicht immer lustig war. So können wir alles verarbeiten und am nächsten Tag wieder fröhlich weitermachen.

Toni und ich wandern gemeinsam zum Gätterlipass, kehren dort ein, sitzen ein wenig an der Sonne, halten Händchen wie frisch Verliebte, plaudern mit Gästen, die wir kennen, und machen uns dann wieder auf den Heimweg. Doris und Lotti sind froh über unsere frühe Heimkehr, und zu viert können wir die vielen Gäste auf der Sonnenterrasse problemlos bedienen und verwöhnen.

Toni geht von Tisch zu Tisch und spielt ein wenig Chef, was Doris und ich jeweils spöttisch lächelnd beobachten. Gut, er ist ja tatsächlich der Chef, denn er ist der offizielle Pächter. Die Besitzerin wollte nämlich nur mit einem Schweizer verhandeln. Ich durfte bloß mitunterschreiben. Toni hat für jeden Gast ein paar Worte, da und dort einen Tipp bezüglich Wanderungen und Ausrüstung, erklärt geduldig das Panorama, macht Scherze und versprüht seinen Charme.

Die Leute lieben ihn, den Chef, den Patron, den Einheimischen, den Bergler, den Besitzer, den Sunnyboy. »Grüßaugust« haben wir solche Chefs, die wenig arbeiten, aber viel repräsentieren, früher genannt. Doris und ich nennen Toni ab und zu so, und er hasst das, schimpft dann, wir seien gemein, ungerecht, böseartig. Und trotzdem ist es halt so: In den Augen der meisten Gäste ist er hier der Star, der Big Boss, der Besitzer, und Doris und ich sind seine zwei deutschen Haussklaven, die ständig arbeiten und den Alltag bewältigen. Wir können damit leben. Keiner hat je behauptet, das Leben wäre gerecht. »Willst du gelten, mach dich selten«, sagte meine Mutter schon immer.

3

Rundschreiben im Internet, 8 Buchstaben: RUNDMAIL

»Ein Treffen?« Doris reagiert verwundert auf unsere Idee.
»Hier oben?«, fragt sie mit großen Augen und hochgezogenen Augenbrauen.

Begeisterung sieht anders aus.

Sie braucht vielleicht noch ein wenig Zeit, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, denn sie mag keine Überraschungen, ist durch ihre Zeit im Gefängnis eher introvertiert geworden, stiller, leiser. Manchmal glaube ich, sie sieht den Urmiberg als eine Art Zuflucht, als ihr Refugium. Am liebsten würde sie hier ohne Gäste und Besucher leben, als Einsiedlerin. Die einst so lebenslustige, kecke, witzige Frau ist heute nur noch ein Schatten ihrer selbst. Ich kenne sie gut genug, um noch immer ihre Herzlichkeit und Wärme zu spüren, aber viele Gäste halten sie für etwas zu reserviert, obwohl Doris immer freundlich und zuvorkommend ist.

Wenn ich nachts aus dem Fenster schaue, sehe ich manchmal, wie sie allein auf der Terrasse sitzt und raucht. Als ich sie einmal darauf ansprach, meinte sie nur: »Ich zelebriere meine Freiheit. Das muss dich nicht beunruhigen.«

»Kannst du nicht schlafen?«, fragte ich besorgt nach.

»Doch, doch. Mach dir keine Sorgen. Ich halte es nur manchmal nicht mehr in geschlossenen Räumen aus. Hier mitten in der Nacht auf der Terrasse zu sitzen und zu qualmen, das ist

eine Freude, ein Luxus, ein Glücksgefühl«, beruhigte sie mich. »Und du fühlst dich nicht einsam?«, wollte ich wissen, weil ich manchmal fast ein schlechtes Gewissen hatte, wenn ich mich wieder zu Toni ins Bett legen konnte, während sie immer allein war.

Doris lachte und antwortete nur: »Ich war zu lange immer von zu vielen seltsamen Menschen umgeben. Glaub mir, hier friedlich zu sitzen, ist das Größte.«

Das sagte sie im Ton tiefer Überzeugung, und so kann ich sie inzwischen nachts auf der Terrasse sitzen sehen, ohne dass es mich bedrückt. Ich denke dann jeweils, dass meine Doris mal wieder ihre Freiheit feiert, und lächle in mich hinein.

Doris hat nie viel von ihren Jahren in der Frauenstrafanstalt Hindelbank erzählt. Ich weiß nur, dass sie anfangs Selbstmordgedanken hegte und in psychiatrischer Behandlung war. Mir ist heute klar, dass ein Knast einen Tennisplatz und eine Golfanlage bieten kann, meinetwegen sogar ein Solarium oder ein Schwimmbad mit Gegenstromanlage: Die wirkliche Strafe ist, eingesperrt zu sein, das fremdbestimmte Leben, die Aufgabe jeder Eigenständigkeit, der vorgeschriebene Tagesablauf und dessen Eintönigkeit. Und zwingend folgt auch die Entfremdung von allen nahestehenden Personen, die Zerstörung der beruflichen Laufbahn, und es kommen Zukunftsängste auf. Man muss mit teilweise höchst widerwärtigen, schwierigen anderen Menschen zusammenarbeiten, zusammenleben. Doris hat nie viel erzählt, und ausfragen wollte ich sie nicht, aber die paar Geschichten aus ihrem Gefängnisalltag, die sie mir anvertraute, ließen mich verstehen, warum Doris heute so ist, wie sie ist: anders, verändert.

Aber sie bleibt eine liebenswerte Frau.

Meine Freundin.

Von ihrer Gefängnisstrafe musste Doris nur zwei Drittel absitzen, der Rest wurde ihr auf Bewährung erlassen, wie das in der Schweiz so üblich ist. Und hätte sie einen guten Anwalt gehabt statt eines unmotivierten Pflichtverteidigers, wäre ihre Strafe wohl sowieso viel milder ausgefallen. Wirklich übel, dass ihr Vater, ein Jurist, sie im Stich ließ. Er hätte sie sicher besser beraten können.

»Na gut, warum nicht«, sagt Doris am nächsten Morgen und nickt unsere Idee von einem Gipfeltreffen ab.

Ich wusste doch, dass ich ihr nur Zeit geben musste.

»Ich freue mich auf das Wiedersehen«, erklärt sie jetzt sogar.

Auch Lotti sagt: »Das wird lustig. Ich bin gespannt, ob jemand kommt.«

Die beiden versprechen mir großzügig: »Wir werden dir den Rücken freihalten, damit du auch mit auf die Wanderungen oder Ausflüge gehen kannst.«

Dabei zwinkern sie sich verschwörerisch zu.

Doris hat noch nie Interesse am Wandern gezeigt, obwohl sie im Gefängnis über dreißig Kilo abgenommen hat und heute sicher leistungsfähiger wäre als damals in der Wanderwoche, wo sie wegen ihres Übergewichts viel leiden musste.

Und Liselotte, äh – Lotti? Sie ist nun bereits siebzig, hat ihre Naturheilpraxis aufgegeben, und manchmal habe ich ein schlechtes Gewissen, dass sie so viel für uns arbeitet. Sie scheint es jedoch gern zu tun. Mehr sportliche Herausforderung braucht sie allerdings nicht.

Und so geht meine Rundmail auf Reisen. Toni verschickt sie höchstpersönlich.

Das wird spannend.

Wer antwortet?

Und was?
Kommt einer?
Keiner?
Alle?

Toni bleibt tatsächlich die ganze Woche über bei mir auf dem Berg, bevor er wieder nach Mallorca fliegt, wo er diesmal gleich zwei Wochen arbeiten wird. Er hilft uns durch den Alltag, und ich bin froh, dass ich nicht allein bin, als die Seilbahn, natürlich voll besetzt, mitten auf der Strecke stehen bleibt. Wir wurden alle ausgiebig geschult im Umgang mit der Technik, besitzen diverse Handbücher, in denen alles Wissenswerte – und vieles mehr – ausführlich beschrieben wird, dazu Telefonjoker bei der Seilbahnfirma, wo wir also immer anrufen und uns Hilfe holen können. Diesmal muss jedoch ein Helikopter einen Techniker mit einem Ersatzteil zum Einbauen bringen: »worst case«.

Das kostet. Das dauert.

Währenddessen redet Toni über die Sprechanlage mit den Touristen, die in der Bahn festsitzen. Er ist der geborene Krisenmanager, unterhält und beruhigt die Passagiere, verspricht ihnen zur Belohnung fürs Durchhalten Lebkuchen mit »Niidle«. Dazwischen koordiniert er mit Giuseppe den Hilfseinsatz der Seilbahnfirma. Leider ist einer der eingeschlossenen Gäste ein Blogger, der ein ziemlich bekanntes Wanderportal mit seinen Texten beliefert. Was, wenn ihn unser superber Lebkuchen nicht besänftigen kann?

Der Blogger lacht, als er unsere Einladung ausschlägt, weil er sofort Richtung Rigi loswandern will. Aber das hat nicht allzu viel zu bedeuten. Neulich entdeckten wir eine vernichtende Kritik in einem Bewertungsportal, ausgerechnet nach einem

Tag, an dem wir – nach unserem Empfinden – nur zufriedene Gäste hatten. Mit jedem hatten wir persönlich gesprochen. Im Internet kritisierte dann ein Gast – anonym natürlich – den unfreundlichen Service und den Sauberkeitsgrad der Toiletten. Sogar die Qualität der Bratwurst passte ihm nicht. Das Brot sei nur aufgebacken, der Kaffee wässrig. Und als Zugabe: Auf so einem idyllischen Hügel von Deutschen bedient zu werden, sei sowieso eine Zumutung. Immerhin ließ er meine wilden roten Locken unkommentiert.

Doch es schmerzt: Jeder Spinner darf sich auf diesen blöden Bewertungsportalen anonym austoben, und wir können nichts dagegen tun. Es bleibt einzig die Hoffnung, dass den Kunden nach und nach bewusst wird, wie oft da unsachlich kommentiert wird – aus Neid und Missgunst, manchmal von Konkurrenten, manchmal aus persönlichem Frust, aus reiner Freude an der Macht, vielleicht auch mal aus purer Bössartigkeit – und, viel schlimmer noch: wie viele begeisterte Kommentare von professionellen Firmen geschrieben werden.

Ich bin auch froh, dass Toni hier ist, als wir einen unserer Gäste vermissen. Ja, das ist schon ein wenig ungewöhnlich. Aber wenn man sich dauernd um das Wohl anderer Menschen bemüht, bekommt man schon so einiges mit.

Nach einem schönen Tag bleiben zwei Paare mittleren Alters im »Stübli« sitzen. Sie bitten um etwas Aufschub, wollen nicht mit der letzten Seilbahn um 18 Uhr nach unten.

»Können wir nicht etwas später runterfahren?«, fragen sie höflich. »Wir zahlen auch gern einen Aufpreis.«

Sie sind fröhlich, haben gut konsumiert, spielen Karten und bestellen gerade die dritte Flasche teuren Wein. Wir lassen die vier also sitzen.

Toni und ich setzen uns zu Doris auf die Terrasse und essen mit ihr Spaghetti. Lotti schläft heute in Morschach. Die Abendstimmung ist bezaubernd. Wir trinken noch etwas, Doris raucht, da explodiert im »Stübli« plötzlich die Stimmung. Es wird laut. Das eine Paar ist außer sich.

»Wie konntest du diese Karte so lange nicht ausspielen? Das ist so blöd! Machst du das mit Absicht? Macht dir das Freude?«, schimpft der fassungslose Mann.

Die Frau gibt zu: »Ja, tatsächlich, da habe ich wohl nicht so genau nachgedacht.«

Er erwidert vorwurfsvoll: »Genau. Du denkst ja nie so genau nach.«

Jetzt wehrt sich die Frau: »Hallo? Kein Grund, beleidigend zu werden. Jassen ist nicht Krieg. Das ist nur ein Spiel!«

Er meint dazu: »Genau, du nimmst ja nie etwas ernst. Mich nimmst du ja auch nicht mehr ernst.«

»Wieso sollte ich dich ernst nehmen? Weil du mit 55 plötzlich Gleitschirmfliegen lernen willst? Stimmt, dafür habe ich kein Verständnis. Das ist lächerlich!«

»Genau! Zum Beispiel ...«

»Nur zu deiner Erinnerung: Gleitschirmfliegen hast du deinem Sohn verboten; verboten, als dieser zwanzig war! Verboooten!!!«

»Das ist doch lange her.«

»Frag ihn mal, ob er das vergessen hat. Du hast ihm deswegen sogar eine geknallt!«

»Das war im Affekt! Im Lauf einer sehr unschönen Diskussion. Das weißt du genau!«

»Ja, an unschöne Diskussionen kann ich mich zuhauf erinnern. An Tausende, wenn ich es mir so überlege. Zu viele. Und wenn du etwas tust oder nicht tust, sind ja sowieso immer die anderen schuld!«

Das zweite Paar versucht jetzt, zu vermitteln, abzulenken, einzugreifen. Keine Chance. Sie können nur zuschauen, wie die beiden Streithähne abgehen wie Raketen.

Toni, Doris und ich sitzen auf der Terrasse und sind ungewollte Zuhörer, werfen uns ab und zu belustigte Blicke zu. Doch nach einer Weile sind wir verunsichert und unangenehm berührt. Wir hören jedes unschöne Wort.

»Sollen wir eingreifen? Alle heimschicken?«, frage ich irgendwann leise.

Inzwischen ist auch ein Glas zu Bruch gegangen, und jetzt kommt die Frau, die sich so mit ihrem Partner gestritten hat, herausgerannt, stöckelt mit ihren roten Pumps an uns vorbei, nach oben zur Station.

»Vielleicht lasse ich sie einfach runter ins Tal; dann ist das Drama vorbei. Das ist mir eine Extrafahrt wert«, meint Toni trocken und folgt ihr. Doris und ich räumen zuerst mal unseren Tisch ab. Schade, dass die Stimmung so gekippt ist.

Toni kommt schnell wieder. »Sie ist nicht an der Station«, meldet er und wirkt ein wenig beunruhigt. »Wenn sie nicht diese Highheels tragen würde, wäre ja alles okay. Aber wenn die jetzt mit diesen Schuhen den Berg runterläuft: Hallo, das geht nicht gut! Sie ist ja auch angetrunken und außerdem völlig aufgelöst.« Toni schüttelt den Kopf. »Soll ich ihr hinterherrennen? Weit ist sie ja sicher noch nicht.«

Ich bin eigentlich dagegen. Aber Toni kann nicht aus seiner Haut. Zuerst geht er ins »Stübli« und sorgt für Ordnung.

»Das wars dann, liebe Gäste. Wir möchten Sie bitten, jetzt zu gehen. Es gibt nur ein kleines Problem: Die Frau, die mit Ihnen hier war, ist weg. Welchen Weg kann sie genommen haben? Wir machen uns Sorgen.«

Der Partner der Frau lacht laut auf: »Martha? Die hat sich nie-

mals zu Fuß auf den Heimweg gemacht. Niemals. Doch nicht mit diesen unmöglichen Schuhen! Sie wollte sie unbedingt anziehen. Wissen Sie, was die gekostet haben? 160 Franken!« Er bestellt drei Kaffees und die Rechnung. »Bis wir ausgetrunken haben, ist sie wieder da«, verspricht er großspurig.

Wir warten also ab. Aber es wird dunkel, und die Frau kommt nicht zurück. Ihr Partner wird jetzt doch etwas leiser.

Toni beschließt, sich zu Fuß auf den Weg nach Brunnen zu begeben und nach der Frau Ausschau zu halten.

Auch das andere Paar, das in Seewen wohnt, will auf die Bahn verzichten.

»Wir sind sowieso zu Fuß gekommen. Wir kennen alle Wege sehr gut. Wenn Sie uns zwei gute Taschenlampen mitgeben könnten, verzichten wir gern auf die Bahn. Vielleicht holen wir ja Martha ein!«

Nur der explosive Mann will mit der Seilbahn nach unten.

»Gehen Sie heim, und melden Sie uns sofort, wenn Ihre Frau heimkommt«, trägt Toni ihm auf.

Vielleicht sollte ich die Bahn unterwegs anhalten und ihn ein bisschen in der Luft hängen lassen, denke ich. Das könnte ihm möglicherweise guttun. Aber nein, so etwas mache ich nicht. Ich will ihn auch möglichst schnell loswerden. Seinen Namen notiere ich mir allerdings. Er kommt auf meine imaginäre schwarze Liste.

Das Paar, das sich zu Fuß auf den Weg nach Seewen gemacht hat, meldet schließlich nach über einer Stunde: Sie haben die vermisste Frau nicht angetroffen. Toni kommt mit der Seilbahn wieder nach oben und schüttelt den Kopf. Auch der Mann, der sich mit der Bahn nach unten fahren ließ, ruft nun ziemlich kleinlaut an und fragt, ob er die Polizei einschalten

soll. Wir überlegen. Vor meinem geistigen Auge sehe ich schon Polizeihunde durch den Wald schnüffeln.

»Warten Sie noch dreißig Minuten«, sagt Toni dann.

Ich schaue ihn fragend an. Er aber rennt schon wieder los. Nur zehn Minuten später kommt er mit der verheulten Frau im Schlepptau zurück. In jeder Hand hält sie einen roten Schuh, ihre Füße sind nackt und sehen mitgenommen aus.

»Das ist Martha«, sagt Toni nur. »Sie saß ein wenig oberhalb der Station auf der Bank.«

Keiner redet viel. Ich bringe Martha einen Kaffee. Toni holt seinen Ersthilfekasten und fängt an, ihre geschundenen Füße sehr sorgsam zu verarzten. Doris legt ihr eine Wolldecke um die Schultern. Wir sind alle einfach froh, dass sie hier ist und dass es ihr gut geht. Wir sollten ihren Mann anrufen, das wissen wir, aber wir lassen ihn absichtlich noch ein Weilchen zap-peln.

Meine Güte! Gerade habe ich gelesen, dass die Ehescheidungen in der Schweiz abnehmen. Nur noch etwa vierzig Prozent der Ehen werden geschieden. Das sind natürlich immer noch erschreckend viele. Aber angenommen, diese Beziehung, in die wir eben Einblick hatten, ist auch eine Ehe. Wie hoch wäre also der Prozentsatz, wenn man alle unglücklichen Ehen noch dazurechnen würde? Und warum sind Paare wie diese noch immer zusammen? Oder streiten sie sich nur beim Kartenspielen? Weil ihnen das als Ventil für verdrängte Konflikte dient? »Lieber gar keine Beziehung als so eine«, fasst Doris kurz und bündig meinen Eindruck, meine Gedanken zusammen, sobald sich Martha verabschiedet hat und von Toni mit der Seilbahn nach unten begleitet wird.

Was bin ich doch für ein Glückskeks: Ich habe Toni!

Bevor Toni nach Mallorca abreist, erledigt er noch die Großeinkäufe, füllt fluchend unsere Steuererklärungen aus und repariert notdürftig das Küchendach, wo es ständig reintropt, wenn es regnet. Er schmiert die Rollen auf den Seilbahnmasten, wie ein Zirkusartist oder wie ein Äffchen in der Höhe herumturnend, sodass es mir vom Zuschauen übel wird. Er sagt mir täglich tausendmal, wie sehr er mich liebt, »auf Vorrat«, wie er betont.

Und dann reist er wieder ab.

Das tut weh.

Immer noch.

Jedes Mal.

Die Reaktionen und Antworten auf die Rundmail kommen schneller als erwartet. Toni leitet sie jeweils umgehend an mich weiter.

Schorsch schreibt zuerst von seinem Erstaunen, dass wir aus seinem Besuch ein Treffen gemacht haben, findet es dann aber doch irgendwie spannend.

»Ist ja fast wie ein Klassentreffen. Oder wie ein Gipfeltreffen, einfach ohne lästige Politiker.«

Er hängt ein Bild seiner kleinen Tina an. Sicher freut er sich schon darauf, den ehemaligen Wanderkollegen Fotos seiner kleinen Familie zu zeigen.

Mario, der Berliner Zahnarzt, der immerzu lächelnd seine Zähne zeigte und mit dem ich beim Speed-Dating vor lauter Lachen gar nicht zum Reden kam, sagt sofort zu.

»Ich schnüre in Gedanken schon die Wanderschuhe«, schreibt er und malt ein Smiley dahinter. Das passt.

Tom aus Hannover, der Glatzkopf mit Computerfirma, meldet sich ab. Er sei in diesem Zeitraum beruflich in Tokio.

»Aber vielleicht komme ich sonst einmal vorbei. Ich habe Sehnsucht nach den Bergen!«

Die grüne Gaby, die Krankenschwester mit den ewig klappernden Stricknadeln, meldet sich ebenfalls ab.

»Arbeite gerade in einem Flüchtlingslager in Libyen. Könnte eine Auszeit gebrauchen. Leider keine Chance. Viel Spaß!«

Sie ist also wieder mit Ärzten ohne Grenzen unterwegs. Bewundernswert!

Franz, der pensionierte Lehrer aus Leipzig, der so gern rezitierte, vorlas und musizierte, meldet sich spontan an.

»Ich bin gerne dabei. Vielen Dank!«

Ein höflicher Mann und im direkten Umgang sehr viel wortgewaltiger als in seinen E-Mails. Vielleicht spart er gerade Worte für seinen nächsten Vortrag. Sicher liest er daheim bereits alles, was er über den Urmiberg und seine Umgebung finden kann, recherchiert in der Literatur nach passenden Zitaten und Texten. Anfangs hatte er bei mir schlechte Karten, weil er Lehrer war, wie mein Ex, und weil er von mir beim Speed-Dating als Allererstes wissen wollte, ob ich »Wilhelm Tell« von Schiller gelesen hätte. Wer fragt denn so was, beim ersten Treffen? Er markierte voll den Oberlehrer. Inzwischen sehe ich ihn als sympathischen, intelligenten älteren Mann. Mein Toni nennt ihn wegen seiner Vorliebe für Schiller manchmal »Schillerlocke«. Mit Locken hat Franz allerdings nichts zu tun. Er hat weit mehr Haare im Gesicht als auf dem Kopf.

Tabea sagt ziemlich unfreundlich ab. Sie wisse nicht, weshalb man sich noch einmal treffen sollte.

»Ich habe keine guten Erinnerungen an diesen Urlaub in Morschach und denke nicht daran, diese auch noch aufzuwärmen. Alles Gute euch allen!«

Tabea reiste ja damals frühzeitig ab. Sie hatte die Nacht vor

dem Absturz mit Alexander verbracht, an eine mögliche Beziehung geglaubt, doch am nächsten Tag auf der Wanderung meinte Alexander nur flapsig, dass mehr als diese eine Nacht dann doch nicht drinliege. Mir kam es ein wenig so vor, als hätte Tabea Alexander tausendfach den Berg runtergestoßen, wenn auch nur mit ihren bösen Wünschen. So fühlte sie sich irgendwie mitschuldig, als Doris es tatsächlich tat. Sie wollte Doris sogar von einem Geständnis bei der Polizei abbringen, weil sie fand, Alexander lebe ja noch und einen Denktzettel habe er mehr als verdient. Es helfe ihm auch nicht, wenn Doris jetzt ins Gefängnis müsse.

Ach, plötzlich frage ich mich, ob so ein Treffen eine gute Idee war. Es ist nur so ein Gefühl. Eine Vorahnung? Gut, dass ich nicht zu viel darüber nachdenken kann. Die Tage sind sonnig und warm, der Ansturm auf den Berg kaum zu bewältigen. Wir arbeiten viel, gehen an unsere Grenzen. Heute sind wir ein eingespieltes Team. Das war nicht immer so. Als wir vor zwei Jahren anfangen, mussten wir uns alles hart erarbeiten, zahlten viel Lehrgeld, erlebten katastrophale Tage, an denen wir beinahe untergingen. Wir seien eine Schande für die hiesige Gastronomie, schrieb ein Gast in einem Leserbrief im »Boten der Urschweiz«, unserer Lokalzeitung, am ersten Montag nach unserem Eröffnungswochenende. Das schmerzte. Sehr. Vor allem, weil die Zeilen ein Körnchen Wahrheit enthielten. Nein, nicht nur ein Körnchen, ein riesiges Korn. Bestellungen gingen vergessen, Gäste mussten lange warten, auch wenn sie nur einen Kaffee bestellt hatten. Wir rannten umher wie aufgeschreckte Hühner, unsere Arbeitsabläufe waren völlig chaotisch und überhaupt nicht durchdacht. Anfangs glaubten wir ja auch, wir könnten die Seilbahn so nebenbei selber bedienen.

Nun, man wächst mit seinen Aufgaben. Wir sind sehr, sehr viel gewachsen. Zwangsläufig. Schnell. Und darauf bin ich ein wenig stolz.

4

afrikanischer Politiker, 6 Buchstaben: APOLLO

Natürlich löse ich noch immer Kreuzworträtsel. Warum sollte ich damit aufhören, wo sie mir doch so viel Glück gebracht haben? Niemals hätte ich sonst meinen Toni kennen gelernt. Es gäbe keine Lotti, keine Doris, keinen Blacky, keinen Urmi-berg in meinem Leben! Ich bin meinem Vater dankbar, dass er mir dieses Hobby vererbt hat, in Form von Rätselmagazinen, Lexika, Bleistiften. Zuerst dachte ich ja, ich hätte schon lieber ein paar Klunker oder ein wenig Bargeld bekommen. Heute denke ich, dass er liebevoll seine Hand im Spiel hatte bei allem, was mir geschah. Vielleicht hat ja er mich höchstpersönlich in die Schweiz geschickt. Wer weiß.

Ich werde immer besser beim Rätseln, gewinne aber nichts mehr. Möglicherweise war Toni mein Hauptgewinn, und mehr liegt in meinem Glückskontingent einfach nicht mehr drin, nicht einmal eine bescheidene Picknickdecke oder eine mickrige Suppenkelle. Ich kenne inzwischen alle Neckar-Zuflüsse, Strauß-Opern, sogar die indonesischen Inseln. Es gibt einen Singvogel, der nur drei Buchstaben hat (Poe) und einen mit einundzwanzig (Gartenrotschwanzchen). Beide haben wohl noch nie vor meinem Fenster gesungen. So viel zu

Sinn und Unsinn des Kreuzworträtsel-Wissens. Ich kenne auch kurze und lange Namen von Heilpflanzen: die Minze, beispielsweise, oder das Fünffingerkraut. Beides würde ich nicht erkennen, selbst wenn ich direkt vor meiner Haustür darüberstolperte. Und ein Okapi, eine Kurzhalsgiraffe, wird mir sicher nie begegnen. Schade eigentlich. Eine Scheinfirma ist ein rechtsunwirksam entstandener Betrieb. Und der Barsch ein Süßwasserraubfisch, ein Speisefisch, ein Stachelflosser.

Manchmal staune ich selber darüber, wie locker mir inzwischen selbst komplizierteste Antworten aus der Feder fließen, respektive aus dem Bleistift purzeln. Ich habe in den letzten Jahren viel gelernt. Ob ich jetzt deswegen eine breitere Allgemeinbildung habe, schlauer geworden bin? Ich bin mir nicht sicher. Ist es nicht viel mehr kreuzworträtsel-spezifisches, nutzloses Wissen? Nach all den Jahren habe ich darauf noch immer keine eindeutige Antwort gefunden.

Mir tut es jedenfalls gut, sorgfältig Buchstaben um Buchstaben in quadratische Felder zu setzen. Rätseln entspannt. Das ist mein Yoga. Ein gelöstes Rätsel verschafft mir Befriedigung, ungelöste Fragen beschäftigen mich manchmal den ganzen Tag über. Ja, sicher, ab und zu hole ich mir dann bei Google Hilfe oder frage meine Gäste um Rat; so kommen zuweilen interessante Diskussionen in Gang, die durchaus in kleine Streitereien ausarten können.

»Ist denn jetzt Apollo der griechische Gott der Künste, der Heilkunst oder des Lichtes?«, habe ich neulich so laut vor mich hingedacht und dann grübelnd an meinem Bleistift herumgekaut.

»Apollo, so hieß ein amerikanischer Astronaut«, korrigierte mich spontan ein Gast und schüttelte ein wenig den Kopf über meine Götter.

»Wenn schon, dann war es ein Raumschiff für die Landung auf dem Mond, nicht ein Astronaut«, erklärte sein Gegenüber mit unerschütterlicher Bestimmtheit.

»Das ist der römische Gott der Weisheit«, wusste ein anderer mit einer Sicherheit, als hätte er die Weisheit für sich gepachtet. Man diskutierte heftig und zunehmend unfreundlich. Da stoppte ein kleiner Junge die Wortgefechte, indem er auf seinem Smartphone die Lösung präsentierte.

Alle hatten recht.

»Apollo ist außerdem auch ein afrikanischer Politiker, eine Kartoffelsorte, ein Schmetterling, eine Brillenladen-Kette, eine Männersauna in Zürich und ...«

Der Junge hatte seinen großen Auftritt und ließ sich gebührend feiern. Am Ende lachten alle gemeinsam. Ich spendierte ihm ein Eis.

Meine Frankfurter Freundin Andrea hatte das ja schon immer gesagt: »In Zeiten des allgegenwärtigen Internets hat sich das Kreuzworträtseln doch selber abgeschafft. Das ist ein Dinosauriersport.«

Dinosauriersport!

Andrea fehlt mir ab und zu. Ihr freches Mundwerk und ihr keckes Wesen taten mir gut. Bei uns stimmte das wirklich: Gegensätze ziehen sich an. Andrea verkauft heute noch Schuhe in Frankfurt, hat nach wie vor chronische Geldprobleme, ist aber ganz glücklich mit ihrem Leben, obwohl ihr Liebesleben noch immer chaotisch ist. Als sie bei mir in Morschach zu Besuch war, schien sich ja zwischen ihr und Werner etwas anzubahnen. Aber schließlich fand sie ihn dann doch zu still, zu ruhig, zu brav.

Werner, der Kreuzworträtselhersteller, der Werbetexter. Klar,

dass dieser ihre Ansichten über seine Rätsel nicht wirklich honorierte. Er hat sich übrigens auch per E-Mail zu unserem Treffen angemeldet.

»Ich komme gerne, Radieschen. Ich bringe meine Freundin mit, Silke. Du wirst sie mögen. Ich freue mich auf ein paar Tage in den Bergen.«

Silke.

Ich werde sie mögen.

Auf der Wanderreise hatte sich Werner ja in den Kopf gesetzt, wir beide seien füreinander bestimmt, weil er das Kreuzworträtsel gemacht hatte, mit dem ich die Wanderreise gewonnen hatte. Er hatte also sozusagen das Lösungswort »Radieschen« erfunden. So blieb er ständig an meiner Seite, zuvorkommend und nett natürlich, trotzdem auf Dauer entnervend und aufdringlich. Später dachte er, Andrea sei die Auserwählte. Und jetzt kommt er also mit Silke.

Ich werde sie mögen.

Ich lächle kopfschüttelnd in mich hinein.

Das ist Werner. Ein blasser, blauäugiger Typ, ruhig und leise, den Kopf gern hinter einer Zeitung versteckt, aber doch voller Gefühle und Sehnsüchte, ein stilles Wasser, ein kreativer Geist.

Auch Uschi und Sonja melden sich an.

Sonja, die sportliche Strahlfrau, mit kurzen, blonden Haaren, die manchmal noch vor einer Wanderung joggen ging und die mit ihrem GPS-Gerät immer wusste, wo es langging. Sie arbeitete in einem Fitnesscenter und war auch entsprechend fit.

Und Uschi, die immer den passenden Lippenstift zur Farbe des Rucksacks aufgetragen hatte. Ihr tigergemusterter Koffer, den sie bei der Ankunft am Flughafen hinter sich herzog, fiel mir sofort auf und schien alles über sie auszusagen – dachte

ich zumindest. Schließlich überraschte mich die blond gelockte Kosmetikerin dann doch, weil sie ganz schön hart im Nehmen war und sogar mit Füßen voller Blasen weiterwanderte, ohne mit den künstlichen Wimpern zu zucken.

Eines Morgens erschrecken Doris und ich gewaltig. Die erste Seilbahn, die wir nach oben holen, ist voller Material. Es braucht eine Weile, bis wir sehen, was wir da transportiert haben: zerlegte Feldbetten der Schweizer Armee, in Taschen verpackt, dazu Wolldecken und Matten. Die erklärende SMS von Toni kommt erst später. Er habe diese Betten über ein paar Freunde für uns organisieren können. Wir räumen alles in unser »Stübli«. Toni kommt ja bald heim und wird uns beim Aufbauen helfen. Er fehlt mir.

Sehr.

Eines Tages muss er einfach bleiben.

Freiwillig.

Darauf warte ich.